

ALICE HASTERS

ANTI OPFER

**SPIEGEL
Bestseller-
Autorin**

**WARUM WIR
VERLETZLICHKEIT
VERACHTEN**

ullstein 

Alice Hasters
Anti Opfer

ALICE HASTERS

ANTI

OPFER

**WARUM WIR VERLETZLICHKEIT
VERACHTEN**

Ullstein

INHALT

	Das Opfer existiert nicht	11
TEIL 1	SPIEGEL	
	Übertrieben	19
	Konturen	31
	Wahre Opfer	45
	Scammers	55
TEIL 2	GEFÜHLE	
	Nicht auszuhalten	69
	Ich fühl's nicht	91
	Ratio Bros	105
	Halt durch, Schatz	115
TEIL 3	ÖFFENTLICHKEIT	
	Kann das Opfer sprechen?	127
	Victim sells	139
	Onkel Tom	159
TEIL 4	GESCHLECHT	
	Frausein	181
	Beta	195
	Vergewaltigung	211
	Not so innocent	225

TEIL 5

ZEIT

Rote Fäden	241
Alles zerfällt	257
Narben	273
Danksagung	281
Anmerkungen und Quellen	283

In diesem Buch kommen folgende *Opfer* vor:

Wahres Opfer Ein von der Gesellschaft anerkanntes *Opfer*

Falsches Opfer Ein von der Gesellschaft missachtetes, verhasstes *Opfer*/Scammer, eine Betrügerin, ein lügender Mensch.

Anti-Opfer Eine Person, die sich aufgrund ihrer (gesellschaftlichen) Dominanz als viktimisiert betrachtet, insbesondere, wenn Menschen Anspruch auf Gerechtigkeit stellen.

Opfer Eine Person, der Unrecht widerfahren ist./
Eine Figur, die ich selbst noch nicht ganz verstanden habe.

Glauben Sie mir, ich habe lange über all das hier nachgedacht.

Das Opfer existiert nicht

Dieses Buch handelt von einem Phantom. Einer Figur, die nur in der Dämmerung existieren kann, wo die Konturen unscharf und schlecht erkennbar sind. Einer Gestalt, die hilft, den eigenen moralischen Kompass auf Kurs zu halten und ihn zu rechtfertigen. Doch sie kann nie, so scheint es, wirklich Mensch werden. Ich höre ihren Namen überall, behaftet mit unterschiedlichsten Gefühlen. Manche lachen, die anderen weinen, die nächsten keifen, spotten, zucken mit den Schultern, rollen die Augen, reißen sie angsterfüllt auf. Es ist das *Opfer*, das all das auslösen kann. Aber nur, solange man es nicht wirklich sieht. Tritt es ans Licht, wird es Mensch; Fleisch, Blut und Augen, die einen anschauen; wird es zum Körper, der die Konsequenzen von Grausamkeiten beherbergt, egal ob gebrochen oder triumphierend. Dann hat das etwas Ungeheuerliches und Törichtes. Dann passt das Wort nicht mehr. Wir lehnen es ab, verweigern uns, den Menschen als *Opfer* zu sehen. Als schlössen sich die zwei Begriffe gegenseitig aus. Doch wozu, frage ich mich, ist das Wort dann überhaupt gut?

Ich muss an die Pfeife denken. Also, die Zeichnung von René Magritte, unter der geschrieben steht: *Ceci n'est pas une pipe* – dies ist keine Pfeife. Egal, wie deutlich wir zu erkennen meinen, dass es sich um ein *Opfer* handelt, kommt jemand daher und behauptet: *Ceci n'est pas une victime*. Dies

ist kein *Opfer*. Eine Frau, die missbraucht wurde. Ein von der Polizei erschossener Mann. Ein ausgehungertes Kind. Immer wieder wird Menschen das *Opfersein* verwehrt. Mittlerweile ist diese Reaktion so routiniert und heftig, dass sie eine ziemliche Wirkmacht entfaltet hat. Denn in den letzten Jahren scheint es bei der Feststellung, wer oder was ein *Opfer* ist, keinen Konsens mehr zu geben. Ich halte das für ein Problem. Oder zumindest für ein Symptom eines Problems. Denn unser Konzept von *Opfer* ist fest mit unserer Vorstellung von Gerechtigkeit verknüpft. Das *Opfer* setzt die Grenzen unserer Toleranz. Es entsteht jenseits dieser Grenze. Das ist in der Theorie zwar klar, in der Realität wird es jedoch kaum aushaltbar. Wir akzeptieren das *Opfer* schlicht als Idee, Projektion, Bild, Diskurs. Mehr Skizze als Tatsache, eher Führungsstriche als Fakt: *Opfer*. Deshalb schreibe ich es kursiv. Um deutlich zu machen, dass ich selbst nicht genau weiß, was es ist. Dass ich es mit diesem Text versuche herauszufinden. Ich möchte seine fließende, ungenaue, nicht ganz kohärente Bedeutung untersuchen, die auch für mich oft mehr Verwirrung als Klarheit stiftet und sich auch auf diesen Seiten immer wieder wie ein Chamäleon dem Kontext anpassen wird.

Diese zunehmende Ambivalenz um das *Opfer* offenbart eine sich ausbreitende gesellschaftliche Unfähigkeit. Die Unfähigkeit, zu verstehen oder zu akzeptieren, was Unrecht genau bedeutet – wozu es führt, wie es aussieht. Da ist eine Verweigerung gegenüber der Komplexität menschlicher Verhältnisse und des Menschen selbst. Weil das *Opfer* so schwer zu verstehen ist, verachten wir es lieber. Diese Verachtung tritt in Form von Härte auf, die verspricht, Ordnung zu schaffen, die komplexe Realität wieder zu vereinfachen, aber sie bringt letztendlich nur tickende Zeitbomben hervor.

Warum mache ich das? Warum schreibe ausgerechnet ich, Alice, einen Sachtext über *Opfer*? Bisher habe ich in jeder Einleitung meiner Bücher geschrieben, dass ich keine Expertin bin – und hiermit stelle ich das auch in meinem dritten Buch klar. Ich habe *Opfer* nicht studiert, ich habe keinerlei nennenswertes Vorwissen zu diesem Thema. Das sage ich nicht aus falscher Bescheidenheit, nur aus Transparenz. Die Beweggründe meines Schreibens sind immer persönlich. Ich tue das hier, um mir selbst Fragen zu beantworten. Zum Beispiel folgende: Bin ich ein *Opfer*?

Ich werde oft *Opfer* genannt. Meist in Kommentarspalten von fremden Menschen im Internet, die sich über mich lustig machen. Aber auch in Berichterstattungen mit mehr Ernsthaftigkeit, weil ich Rassismus erlebe und darüber geschrieben habe. Für die einen bin ich repräsentatives *Opfer* von Diskriminierung, dessen Lebenserfahrungen zum sachlichen wie emotionalen Erkenntnisgewinn zur Verfügung stehen. Für andere bin ich ein *Opfer*, weil ich ständig über Ungerechtigkeit spreche, meine Gefühle zur Schau stelle, bequem von Bühnen aus, obwohl es mir im Gegensatz zu anderen doch ziemlich gut geht.

Beide dieser Zuschreibungen verunsichern mich, weil sich hier Wahrheit und Lüge die Hand reichen. Wie die meisten anderen auch habe ich den Impuls, den Begriff von mir zu weisen. Unter jedes öffentliche Foto von mir will ich schreiben: *Ceci n'est pas une victime*. Doch wenn ich kein *Opfer* bin, wenn ich betone, dass es mir gut geht, dann scheint es mir, als ob ich das Problem relativiere, von dem ich überzeugt bin, dass es dringend ist und Aufmerksamkeit verdient hat. Andererseits: Wenn ich der Zuschreibung stattgebe und sage, dass ich ein *Opfer* bin, dann muss ich ständig eine Art Hilfs- und Machtlosigkeit performen, damit mir geglaubt wird. Mich treibt die Sorge um, dass ich zu der Verwirrung

um das *Opfer* beigetragen habe. Und dass andere *Opfer* deshalb nicht mehr erkannt werden. Genauso treibt mich die Sorge um, dass ich auch Teil der Härte werde, die ich beklage. Dass ich mich ebenso von den *Opfern* abwende, weil ich es nicht mehr ertragen kann, so viel Leid zu sehen.

Was ist das Ziel? Sich vom *Opfersein* lösen, weil das Wort im Grunde nutzlos ist und längst nicht mehr hilft, Gewalt und Diskriminierung zu bekämpfen, sondern viel eher zu der Banalisierung dieser Dinge beiträgt? Oder das *Opfer* neu – besser – interpretieren und sich gegen die sich ausbreitende Verachtung von Verletzlichkeit zu stellen, weil das Wort eben doch einen wichtigen Schmerzpunkt benennt – weil es eben doch wichtig ist, *Gut* von *Böse*, *Schuld* von *Unschuld* zu unterscheiden? Um diese Entscheidung zu treffen, muss man erst einmal die Wurzeln dieser Verachtung ausbuddeln. Wie sind wir hier hingekommen?

Ich werde mir also das *Opfer* in seinen vielen verschiedenen Gestalten anschauen. Abbild und Realität vergleichen, den Begriff auf seine Brauchbarkeit prüfen. *Opfer* ist so vieles – ein Ozean der Bedeutungen, den ich nicht in jedem Aspekt beschreiben kann. Ich begeben mich hier eher auf eine persönliche, intuitive Suche. Dieser Text ist eine Art Schattensarbeit, auf gesellschaftlicher wie individueller Ebene. Er ist nachdenklich und will Leser*innen dazu einladen, ebenfalls nachdenklich zu werden. Wenn ich etwas mit diesem Text will, dann ist es, eine Suche zu starten. Nach einem Verständnis von Gerechtigkeit, das zukunftsfähig ist. Meine Hoffnung ist es, das *Opfer* von seinen Mythen zu befreien und wieder, ein Stück weit zumindest, zum Menschen werden zu lassen.

TEIL 1

SPIEGEL

*»Noch weitere Fragen?« Ich blicke in den Veranstaltungsraum, der mit circa dreißig Mitarbeiter*innen eines Unternehmens gefüllt ist. Wahrscheinlich haben sie wenig geschlafen. Ich bin Programmpunkt eins von Tag zwei ihres Fortbildungswochenendes. Trotzdem haben alle höflich zugehört, auch wenn ihre Augenbrauen und Stirnfalten Skepsis signalisieren. Hinter mir ist der Titel meines Vortrags eingeblendet: »Warum es so schwer ist, über Rassismus zu sprechen«. In fünfundvierzig Minuten habe ich versucht, diesen Satz mit fundiertem Wissen zu untermauern. Ich bin durch das Konzept von Mikroaggressionen und Konstruktion von Menschenrassen bis hin zu den Eckdaten der Kolonialgeschichte galoppiert und habe erklärt, wie alles miteinander zusammenhängt, wie alles immer noch unseren Alltag prägt. Immer wieder habe ich Anekdoten aus meinem Leben genutzt, um die Theorie zugänglicher und anschaulicher zu machen. Ich habe unter anderem von meiner Zeit als Sportstudentin erzählt, in der Menschen mir einen biologischen Vorteil aufgrund meines Schwarzseins zuschrieben. Doch jetzt, wo wir uns in der Fragerunde befinden, bin ich vor allem damit beschäftigt, die Klassiker zu beantworten. Die meisten wollen wissen, ob dieses oder jenes rassistisch sei, was es mit der Wo-kommst-du-her-Frage auf sich hat, wie man Betroffenen besser helfen oder konstruktiv mit Freund*innen und Verwandten sprechen kann.*

Bis kurz vor Abschluss die einzige andere Schwarze Person

im Raum die Hand hebt. Ein Mann, dem ich bereits während meiner Keynote angemerkt habe, dass ihm das Thema unangenehm ist. Was ich gut verstehen kann. Schließlich werde ich gleich den Nachhauseweg antreten und ihn mit diesem Riesenfass namens Rassismus, das ich vor allen aufgemacht habe, zurücklassen. Als ich ihn drannehme, räuspert er sich mehrmals. Es fällt ihm schwer, mir in die Augen zu schauen. Dann fragt er, ob ich das alles nicht zu eng sehen würde. Wäre es wirklich so schlimm, wenn Schwarze Menschen als athletisch überlegen betrachtet würden? Er persönlich habe sich immer darüber gefreut und eine Art Stolz daraus generiert.

*Die Männer um ihn herum fangen an zu schmunzeln. Zwei Schwarze werden sich also nicht einig über Rassismus. Er tut ihnen den Gefallen auszusprechen, was sie sich nicht trauen zu sagen. Ich kann nicht genau abschätzen, ob er sich von mir distanzieren will, weil er wirklich anderer Meinung ist oder weil er sich mit seinen weißen Kolleg*innen gut stellen möchte, um ein weniger anstrengendes Restwochenende zu haben. Vielleicht könnte er es selbst auch nicht genau sagen. Ich versuche ruhig zu bleiben und zitiere Studien über Typ-2-Muskelfasern und erkläre, was das Problem daran ist, Schwarzen Menschen eine generelle athletische Überlegenheit zuzuschreiben.*

Wir werden uns nicht einig. Er hält mich für zu sensibel. Ich halte ihn für feige.

Übertrieben

»Worüber schreibst du gerade?« Eigentlich beantworte ich die Frage nicht gerne. Verfrühte Urteile machen Texte meist nicht besser. Doch für diesen hier wollte ich so viele Reaktionen wie möglich hören.

»Ich schreibe über *Opfer*«, antwortete ich deshalb.

Mehr sagte ich erst einmal nicht. Denn ich wollte wissen, woran mein Gegenüber als Erstes dachte. Schließlich taucht *Opfer* in vielen unterschiedlichen Feldern auf: Religion, Psychologie, Soziologie, Krimis – um nur ein paar zu nennen. Die meisten dachten jedoch zuerst an ihr eigenes Umfeld. Sie hatten sofort einen ganz bestimmten Menschen vor Augen. Allerdings war das meist keiner, der ein schweres Schicksal erlitten hatte, sondern eine Person, die in Selbstmitleid ertrank. Ein Familienmitglied, das überzeugt davon war, besonders ungerecht behandelt zu werden. Eine Ex-Partnerin, die keinen Schlusstrich ziehen konnte. Ein Vater, der allen anderen die Schuld dafür gab, dass er nie richtig Karriere gemacht hatte. Eine Freundin, die überall Diskriminierung witterte. Social-Media-Nutzer*innen, die sich von Content getriggert, getargeted oder gesilenced fühlten.

Das verbinden wir heute mit *Opfern*: Menschen, die keine Verantwortung für ihr eigenes Handeln übernehmen; die übertreiben, die zu sensibel oder zu selbstzentriert sind. Das *Opfer* wird zunehmend als Problem wahrgenommen – und

zwar nicht als Konsequenz eines Problems, sondern als dessen Ursprung. Der größte Konflikt scheint weniger in den Problemen selbst zu liegen, sondern viel mehr in der Haltung ihnen gegenüber. Die Beschwerde, die sich immer wieder abzeichnet, lautet: Die Gesellschaft leidet unter Verweichlichung. Wir sind zu sensibel, schwach und verwöhnt, um den Herausforderungen dieser Welt entgegenzutreten. Markus Lanz sprach einmal von einer *Hafermilchgesellschaft* und einer *Guavendicksaft-Truppe* (auch wenn er wahrscheinlich das vegane Honigersatzmittel *Agavendicksaft* meinte), die »wahnsinnig gefühlig« sei. Andere würden es vielleicht so beschreiben: Wir sind eine *Opfer*-Gesellschaft.

Opfer steht mittlerweile für eine Eigenschaft, eine Identität oder im extremsten Fall sogar für eine Ideologie. Der technische Begriff dafür heißt Viktimismus. Es beschreibt zum einen den Vorgang, sich selbst zum *Opfer* zu erklären, aber auch die Art, wie *Opfer* gesehen werden und welche Funktion sie einnehmen. Doch wo vor allem ein in der Gesellschaft wahrgenommener Viktimismus beklagt und besprochen wird, sehe ich den Aufstieg eines Antiviktimismus: eine Haltung, aus der heraus das *Opfer* bekämpft und vehement abgelehnt wird.

Der Antiviktimismus zeichnet ein bestimmtes Bild des *Opfers*: Es ist fragil, belehrend und elitär. Es kann sich emotional kaum regulieren und geht davon aus, dass das Umfeld die schlimmsten und niederträchtigsten Intentionen ihm gegenüber hegt. Es terrorisiert den Rest der Gesellschaft mit Forderungen nach einer besseren Welt, akzeptiert andere Meinungen nicht, will andauernd Aufmerksamkeit, hält alle in einer Diskussion gefangen, die zu nichts führt außer schlechter Laune. Die Bemühungen des *Opfers* bringen vor allem Zerstörung und Spaltung. Anstatt sich so anzustellen, bräuchte das *Opfer* einfach mehr Resilienz und Abhärtung,

um wieder *in der Realität* anzukommen und weniger Ausreden für das eigene Versagen zu suchen.

Das *Opfer* ist zwar einerseits ziemlich verhasst, dennoch wird ihm durchaus eine gewisse Popularität unterstellt. Alle würden heutzutage *Opfer* lieben, alle wollten heutzutage *Opfer* sein – das wird gerne behauptet. Doch wenn ein *Opfer* nervig, schwach und unglücklich ist – worin liegt der Reiz? Was befeuert den Viktimismus? Die Soziologen Bradley Campbell und Jason Manning argumentierten 2018, dass *Opfersein* Vorteile in Konflikten bringe. Wo es früher darum gegangen sei, die eigene Ehre und später dann die eigene Würde zu bewahren, drehe sich heute alles darum, wer den *Opferstatus* für sich behaupten könne. Denn das *Opfer* genieße die größten Sympathien in der Gesellschaft. *Opfer* seien also durch ihre Beliebtheit imstande, andere Menschen gegeneinander aufzuhetzen, und würden diese Macht bewusst ausspielen. Anstatt ihre Antagonist*innen direkt zu konfrontieren, würden sich Leute heute an Dritte wenden, sich ihnen als *Opfer* präsentieren, um sie dann für sich kämpfen zu lassen. Heutzutage werde man also nicht mehr zu einem *Opfer* gemacht – man mache sich stattdessen selbst zu einem.

Es wäre einfacher, dieses Buch zu schreiben, wenn ich mich klar für oder gegen diese Wahrnehmung in der Gesellschaft aussprechen könnte. Aber es ist etwas komplizierter. Zum einen sehe ich mich selbst oft dem Vorwurf ausgesetzt, ich würde mich zum *Opfer* machen, um mir Vorteile zu erschleichen. In der Hinsicht habe ich selbstverständlich das Bedürfnis, mich zu verteidigen und zu erklären, dass es mir weder um Spaltung noch um Vorteilserschleichung geht. Andererseits nehme ich ebenfalls eine erhöhte Fragilität in der Gesellschaft wahr. Ich habe genauso das Gefühl, dass ich oft von emotionalisierten Menschen belehrt werde, die mir

höchst misstrauisch gegenüberstehen und meinen, ich hegte nur schlechte Absichten. Ich sehe ebenso einen erbitterten Kampf um Aufmerksamkeit, eine schwindende Toleranz gegenüber meiner Perspektive und finde mich vermehrt in Diskussionen wieder, die nichts bringen außer schlechter Laune. Ich habe auch das Gefühl, Menschen stellen sich zu oft als *Opfer* dar. Doch paradoxerweise nehme ich diese Einstellung vor allem bei denjenigen wahr, die sich am meisten über *Opfer* aufregen: den Antiviktimist*innen selbst.

Antiviktimist*innen projizieren ihre eigenen, oftmals apokalyptischen Ängste und Vorstellungen insbesondere auf diejenigen, die strukturelle Gesellschaftskritik äußern. Das machen sie mit der gleichen Empfindlichkeit, die sie bei anderen beklagen. Jeder Versuch, diskriminierungsfreier oder bedürfnisorientierter zu sprechen und zu handeln, wird lang und breit in Podcasts, Talkshows, Büchern und Zeitungen ausgewertet, so als ginge die Meinungsfreiheit vor unser aller Augen in Echtzeit unter. Antiviktimist*innen beschwerten sich über Hysterie und Panikmache, scheuen sich aber nicht davor, bei jeder Durchsetzung von Minderheitenschutz oder Umverteilungsmaßnahmen massive Gefahren für die Demokratie heraufzubeschwören, als würden wir gerade in eine *Opfer*-Tyrannei rutschen, in der ein Leben der Selbstkasteiung wartet. Das Besetzen des *Opferstatus* wird als Rache an den Mächtigen gesehen, mit dem Ziel, diese in eine Unterwerfung aus schlechtem Gewissen zu zwingen. Diese Ängste überschreiben vollkommen, worum es eigentlich geht: Diskriminierung und ungerechte Verhältnisse.

Campbell und Manning begründen den Aufstieg des *Opfer*-Zeitalters mit der Verbreitung identitätspolitischen Denkens. Ihnen zufolge würden Menschen sich den gewinnbringenden *Opferstatus* vor allem über ihre Identität sichern. Wer zu einer marginalisierten Gruppe gehöre und Kritik

übe, sei es an Personen, Traditionen, Sprachgebrauch oder dem Umgang mit Geschichte, verschaffe sich automatisch Autorität. Im Gegensatz dazu gerate heutzutage jede Handlung privilegierter Personen unter den Verdacht der Mikroaggression. Eine ungerechte Ausgangsposition also, in der die Schwächeren bevorteilt werden – finden zumindest die Antiviktimist*innen. Doch was Campbell und Manning hier »Autorität« nennen, sind in den meisten Fällen einfach Tatsachen. Die Analyse der Soziologen funktioniert nur, wenn man die gut erforschte und erwiesene Diskriminierung bestimmter Gruppen außer Acht lässt. Nicht die Ausgangspositionen in Diskussionen sind ungerecht, sondern die Gesellschaft, in der wir leben.

Antiviktimist*innen sind jedoch dafür, diese Machtverhältnisse zu ignorieren, und halten das für gerecht. Sie plädieren gerne für mehr Objektivität, Augenhöhe, Universalismus – und verdrehen dabei diese Begriffe genauso wie die Absicht der *Opfer*. Hinter der vermeintlichen Sprache der Ausgeglichenheit steht dann eigentlich ein Dominanzanspruch: Sie fordern, das *Opfer* müsse vom hohen Ross der moralischen Überlegenheit gestoßen und auf Linie gebracht werden. Diese Forderungen kommen im Gewand eines ehrlichen Interesses an Gleichberechtigung und gesellschaftlichem Zusammenhalt daher, zielen aber meist darauf ab, tatsächliche und messbare gesellschaftliche Ungleichheit zu ignorieren.

Mir kommt es so vor, als ginge es Antiviktimist*innen nicht primär darum, Diskriminierung im Allgemeinen zu verteidigen, sondern die eigene Beteiligung daran abzuwehren. Ihnen missfällt vor allem die Zuschreibung als Täter*innen, die sich aus der Darstellung der *Opfer* ergibt. Darauf antworten sie wie Viktimist*innen selbst. Buchtitel wie *Alte weise Männer. Hommage an eine bedrohte Spezies*, *Der alte weiße*

Mann. Sündenbock der Nation oder Ein nahezu perfekter Täter. Die Konstruktion des weißen Sündenbocks zeigen, dass Antiviktimist*innen so reagieren, wie sie es den von ihnen Kritisierten vorwerfen: Sie beschreiben sich selbst als viktimisiert. Sie sind die *Opfer* der *Opfer*.

Die antiviktimistischen Analysen klingen also meist selbst ziemlich *opferhaft*. Antiviktimist*innen sind es, die Argumente und Verhaltensweisen anbringen, die sie den angeblichen Viktimist*innen vorwerfen. Die Diskussion dreht sich also nicht nur darum, dass sich zu viele Menschen zum *Opfer* machen, sondern auch darum, wer hier das eigentliche *Opfer* ist. Dieser Streit sieht auf den ersten Blick aus wie das Spiderman-Meme, wo drei identische Abbildungen des Superhelden anschuldigend aufeinander zeigen. Die Antagonist*innen in dem Streit um *Opfer* spiegeln einander auf teilweise bizarre und verzerrte Weise.

Diese Dynamik wird meist Täter*innen-*Opfer*-Umkehr genannt. Doch mir kommt der Begriff mittlerweile nicht mehr ausreichend vor. Denn auch wenn sich Antiviktimist*innen vom Täterstatus befreien möchten und sich selbst als angegriffen darstellen, schwingt bei ihnen eine Verachtung für das *Opfersein* mit – eine Abwehr der eigenen Verletzlichkeit. Diese verhärtete, verzerrte Spiegelung der *Opfer*-Figur nenne ich: *Anti-Opfer*.

Anti-Opfer sind eine Art Doppelgänger. Gleich und gegenteilig in einem. *Anti-Opfer* sind Menschen, die sich aufgrund ihrer Privilegien benachteiligt sehen. Der Reichtum, die Entscheidungsgewalt, die Deutungshoheit – all das wird nicht nur als Macht, sondern als Bürde gesehen, als Angriffsfläche. Das *Anti-Opfer* beschäftigt sich vor allem mit der eigenen emotionalen Unsicherheit, ignoriert gerne die materielle Unsicherheit anderer und möchte beides bekommen: Macht und Mitleid. Es fühlt sich durch Ansprüche an Gerechtigkeit

viktimisiert, weil es eigentlich an seine Überlegenheit glaubt. Das *Anti-Opfer* versteht sich als unterdrückt, als müsste es sein wahres Potenzial und seine Kraft aus Rücksicht anderer zurückhalten. Das *Anti-Opfer* nimmt dem *Opfer* die Konturen und macht es immer schwerer, Ungerechtigkeit klar zu benennen. Ich muss dazu sagen, dass das *Anti-Opfer* genauso schablonenhaft ist wie das Opfer selbst. Doch um die Frage zu beantworten, was in unserer Gegenwart mit dem *Opfer* geschehen ist – wer seine Existenz infrage stellt –, finde ich das *Anti-Opfer* zur Gegenüberstellung wichtig. Mit dieser erweiterten Typologie möchte ich das *Opfer* mit etwas anderem kontrastieren als allein mit dem Täter. Die Absicht dabei ist, den Aspekt der Schuldzuweisung zu dezentrieren und sich damit mehr auf Machtverhältnisse fokussieren zu können.

Zumal sich die Ideologie des Antiviktimismus ausweitete. Ich nehme sie in der Härte wahr, die unsere Gesellschaft zunehmend dominiert. Nahezu überall in westlichen Demokratien gewinnen rechte Parteien an Macht und Einfluss. Die AfD ist in immer mehr Teilen Deutschlands laut Umfragen die beliebteste Partei. Und auch wenn sie bisher nur auf lokaler Ebene regiert, setzt ihre Politik sich bundesweit durch, weil ihre Positionen von anderen Parteien übernommen werden – auch von den gegenwärtig regierenden. Migrant*innen verlieren immer mehr Rechte, wenn es um Einwanderung, Aufenthalt oder den Erhalt der deutschen Staatsbürgerschaft geht. Der Druck auf Sozialhilfeempfänger*innen steigt, Frauen sollen wieder mehr Kinder bekommen, aber auch mehr arbeiten, während das Militär ausgeweitet wird. Die Zahl der Femizide steigt, genauso wie rechtsmotivierte Straftaten. EU-Länder tun sich zusammen, um Geflüchtete in noch mehr Lager an den Außengrenzen zu verfrachten, Menschen ertrinken im Mittelmeer, während Hilfsorganisationen Gelder und Befugnisse gestrichen

werden. Klimaschutz sinkt auf der Prioritätenliste, während das Wetter mehr Extreme aufweist und Lebensräume zunehmend bedroht. Angesichts dieser politischen Entwicklungen frage ich mich, wie Menschen sich immer noch darüber aufregen können, dass unsere Gesellschaft zu soft geworden sei.

Denn trotz all dieser Brennpunkte führt die Problemanalyse oftmals zurück zum Viktimismus. Die Politik und Kultur der Härte werden als notwendige Gegensteuerung verkauft – als etwas, das getan werden müsse, damit die Welt nicht im Chaos versinke. Chaos, das angeblich nicht durch die Probleme selbst, sondern durch die Benennung von Problemen entstanden ist.

Dass die zunehmende Verachtung des *Opfers* mit einem politischen Rechtsruck einhergeht, ist kein Zufall. Schließlich fußt beides auf einem hierarchisch-autoritären Bild von Gesellschaft. Die Starken sind im Recht, die Schwachen müssen sich unterwerfen oder zusehen, wie sie klarkommen. Letztendlich plädieren Antiviktimist*innen dafür, Menschen sich selbst zu überlassen – sie setzen individuelle Lösungen gegen kollektive. Wer sich nicht durchsetzen kann, hat eben Pech gehabt.

Zwar profitiert vor allem rechte Politik vom Antiviktimismus, jedoch ist diese Einstellung in allen politischen Lagern zu finden. Auch in meinem Umfeld, das überwiegend links ist. Auch diejenigen, denen direkt oder indirekt Viktimismus vorgeworfen wird, haben oftmals nichts Gutes über *Opfer* zu sagen und sind frustriert von ihnen. Damit meinen sie nicht nur die *Opfer*-Umkehrung der Antiviktimist*innen, sondern vor allem das eigene Umfeld.

Haben die Antiviktimist*innen also doch einen Punkt – gibt es ein Problem mit Viktimismus in unserer Gesellschaft? Vielleicht ein bisschen. Die Verwirrung um das *Opfer*

wird nicht nur vom *Anti-Opfer* hergestellt, sondern auch von einer Art Mikrofizierung des *Opfers*. Das Wort habe ich mir ausgedacht. Damit meine ich eine Verhandlung von Gerechtigkeit auf der kleinsten Ebene, etwa wenn es um Mikroaggressionen im Alltag geht. Mikrofizierung kann hilfreich sein, um strukturelle Diskriminierung anschaulicher, nahbarer und zugänglicher zu machen, jedoch hat diese Strategie mittlerweile zu einer fraglichen Verschiebung von Prioritäten geführt. Viele politische Bewegungen sind in den vergangenen Jahren in sich zusammengefallen, weil irgendwann nicht mehr klar war, wen und was es eigentlich zu verteidigen gilt. Debatten bleiben zu oft in einem Strudel aus Empörung, Diffamierung und Zurückrudern stecken, der von strukturellen Problemen eher ablenkt, als zu ihrer Lösung beizutragen. Menschen verheddern sich in den kleinsten Kämpfen, mobilisieren zum Beispiel dafür, gelöschte Kommentare eines Users oder einer Userin unter einem Post wiederherzustellen – als sei so etwas wirklich unsere Energie und Aufmerksamkeit wert.

Der Streit um das *Opfer* wird also aus mehreren Richtungen geführt. Er ist laut, rauschend; es scheint unmöglich, den Fokus auszumachen. Doch eines scheint die unterschiedlichen Ströme zu verbinden: Sie täuschen eine Sorge um große politische Probleme vor, drehen sich aber in Wirklichkeit um Egos.

Doch die Feststellung einer wachsenden Selbstbezogenheit in unserer Gesellschaft ist noch keine Antwort darauf, woher die *Opfer*-Verachtung kommt. Angesichts einer immer prekäreren Weltlage wünschte ich mir, dass wir konstruktiv, rational, pragmatisch und abgelöst von Egos über Lösungen für Probleme sprechen könnten. Doch wenn das nicht möglich ist, lohnt sich die Frage: Warum nicht? Was übersehen wir? Bleibt bei dem Anspruch, Konflikte mit

Rationalität und Pragmatismus zu begegnen, vielleicht etwas auf der Strecke? Etwa die Frage, was es bedeutet, ein Mensch zu sein, dem etwas Schlimmes widerfahren ist. Was es bedeutet, verletzlich zu sein. Was es bedeutet, mit all dem leben zu müssen, was wir uns gegenseitig antun und ange-tan haben.

Im wachsenden Streit um das *Opfer* finde ich es wichtig, an eines zu erinnern: Bevor *Opfersein* Vorteile in Konflikten bringt, bevor es ein Symptom der Verweichlichung oder eine Anschuldigung ist, ist es vor allem die Realität vieler Menschen. Eine Realität, der man nicht einfach entfliehen kann – nicht diskursiv und schon gar nicht physisch. Je mehr wir über das *Opfer* streiten, desto mehr wird diese Realität banalisiert und verklärt. Darin scheint mir die eigentliche Gefahr zu liegen.

So aufschlussreich ich die Reaktionen zum Thema *Opfer* in meinem Bekanntenkreis fand: Sie ließen mich auch ratlos zurück. Das *Opfer* wurde mit jeder Unterhaltung unklarer, verzerrter und größer. Mit den Gesprächen fing ich mir auch einiges an Erwartungen ein: Die einen wollten einen Text, der für mehr Sanftheit plädiert. Andere ein Manifest der Vernunft, einen Aufruf, dass alle sich mal zusammenreißen sollten. Wiederum andere hielten es für wichtig, dass ich die Widersprüchlichkeit der Rechten analysierte. Manche pochten auf eine scharfe Kritik der eigenen linken Bubble. Ich sollte etwas schreiben, das uns wachrüttelt. Etwas, das uns wieder zusammenbringt. Etwas, das uns beruhigt. Etwas, das uns verstört. Ich dachte: Ja genau, all das braucht es. Leute mögen das *Opfer* verachten, doch sie scheinen sich zugleich nach einer besseren Auseinandersetzung mit ihm zu sehnen.

Zu Hause an meinem Schreibtisch versuche ich aus der Summe der Gespräche ein kohärentes Bild des *Opfers* zu entwerfen. Doch in meinem Kopf ist es nur ein unförmiger Blob. Ein Spiegel, der nichts reflektiert.

In Ghana hörte ich einmal, wie eine Ziege geschlachtet wurde. Ich lag in einer Hängematte am Strand in Ada und las. Seit einigen Tagen war ich im Land, und mir gefiel, wie dort Tiere überall herumliefen, so uneingezäunt. Einmal spazierten zwei Kühe nebeneinander dem Sonnenuntergang entgegen wie ein altes Ehepaar, ihre Hufe umspült vom Meer. Das würden Kühe also machen, wenn man sie ließe, dachte ich.

Als ich die sterbende Ziege hörte, war ich von Zicklein umgeben. Sie erstarrten in Furcht, blickten in Richtung der Todeschreie. Ich drehte meinen Kopf in die gleiche Richtung. Wir, die Babyziegen und ich, sahen nicht, was passierte, vernahmen nur die Geräusche. Ein schriller, panischer Ruf, der immer mehr zum Gurgeln wurde, in erschöpftem Röcheln mündete und schließlich verstummte.

Kurz war alles still. Ich sah besorgt auf die Zicklein. Es dauerte nicht lange, da hüpfen sie wieder, spielten und ließen niedliche Mähs verlauten. Als wäre nichts geschehen.